

Die Neue Welt

Nr. 15

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1897

Frühlingsleben.

Von Franz Evers.*

Komm, laß uns die Todten feiern!
Unser Herz ward stark und still;
Droben zieht ein Heer von Reihern,
Das den Frühling bringen will.

In erwachende Gefilde
Kehrt nun Licht und Leben ein,
Und uns scheinen Glanzgebilde
Still und segnend nah zu sein.

Träume wollen sich entschleiern,
Voll von Psalmen ist der Wind — —
Komm, laß uns die Todten feiern,
Die mit uns im Bunde sind!

Jochen Duggen.

Kriminalgeschichte von Dietrich Theben.

II.

Monate waren vergangen. Auf dem Schimmelhofe war Manches anders geworden. Die alte Dore hatte ihre Augen schon wenige Wochen nach Davids Auswanderung für immer geschlossen, und eine junge, kräftige, blühende Dirne war an ihre Stelle getreten. Sie stand etwas im Ruße der Leichtfertigkeit, aber gerade das hatte Jochen für sie eingenommen, wenn er es sich auch nicht eingestanden hatte. Es war öde in dem Hause geworden; warum sollte es so sein? Lag es nicht an ihm selbst, Abhilfe zu schaffen? Und er wollte sie schaffen. So nahm er die Dirne trotz ihrer bedenklichen Empfehlung. Aber als sie da war und ihm um den Bart ging und den Haushalt vernachlässigte, da drehte er ihr verächtlich den Rücken und ignorirte sie. Er hätte sie fortjagen mögen, aber es lohnte nicht mehr. Der Hof mußte bald verkauft werden, und dann mochte werden, was wollte. Bis dahin hielt er es schon aus.

Und der Hof fand einen Käufer. Der Bruder eines benachbarten Bauern hatte eine reiche Bauerntochter aus der Mark geirathet und suchte sich anzukaufen; da kam ihm der Schimmelhof durchaus gelegen. Die Gebäude waren im besten Stande, der Boden ertragfähig, der Viehstand vortrefflich; auf der anderen Seite waren völlig ausreichende Baarmittel — so konnte das Geschäft leicht abgeschlossen werden.

Und in acht Tagen sollte nun schon die Uebergabe des Hofes an den neuen Besitzer und seine junge Frau stattfinden.

Jochen saß im Wohnzimmer. Er war allein, wie fast in der ganzen Zeit. Nur die Pfeife war sein ständiger Begleiter. Er blies mechanisch vor sich hin; aber sie rauchte nicht mehr, sie mußte ausgebrannt sein. Jochen merkte das nicht. Er saß tief zusammengesunken, die Ellbogen auf die Kniee gestützt, und starrte ins Leere. Hinter der gefurchten Stirn schienen die Gedanken rastlos zu arbeiten, hin und wieder zuckte es ihm nervös über das Ge-

sicht, und die Lippen bewegten sich wie im Murmeln, ohne daß ein Laut hörbar wurde. Jetzt hob er die Arme zur Seite und richtete sich empor. Er lehnte sich in den Stuhl zurück und schaute verständnißlos auf den Schreibsekretär ihm gegenüber. Wichtig, der Sekretär, an dem der Better seine wenigen Schreibereien besorgt hatte. Der Rundbogen, der die Schreibplatte bedeckte, war niedergelassen, und Jochens Auge haftete an dem Leberbeschlage, der das Schlüsselloch zum Selbstspind zierte. In dem Fache hatten er und Dore nach dem Verschwinden des Bauern nach den Papieren geforscht. . . . Sie waren nicht dagewesen. Natürlich! Der Bauer war mit der Absicht der Auswanderung fortgegangen und hatte sie mitgenommen. Er brauchte sie für das Schiff und zur Legitimation bei dem Notar, der die Vollmacht zum Verkaufe des Hofes ausstellen mußte. Sie hatten das Beide überlegt, aber doch nachgesehen. Dore's weisse Hände hatten das Fach und den ganzen Sekretär durchstöbert, und sie hatte jedes Papier und jeden kleinen Fegen geprüft. Umsonst! . . . Jochens Pfeife entglitt den Zähnen und fiel polternd zu Boden. Er bückte sich mechanisch, um sie aufzuheben. Der geschnitzte hölzerne Kopf war etwas zur Seite gerollt. Jochen mußte den Sitz verlassen, um ihn wieder zu erreichen. Er steckte prüfend den Finger in die Oeffnung, ging an den Ofen und klopfte die Asche aus. Und wieder zurück zum Sekretär. Hinter der durchbrochenen Krönung desselben lag ein umfangreiches Packet in braunem groben Papier, mit der Aufschrift: „Feinster Portorico.“ Das holte er herunter. Er sah aus dem Fenster und stopfte dabei die Pfeife, füllte auch den leeren Beutel, den er wieder zu sich steckte, und stellte das Packet an seinen Platz zurück. Dann stand er wieder am Fenster. Draußen lachte ein heller Herbstsonnenschein; es war ein schöner Tag, wennschon im Oktober. Die Obstbäume im Garten waren schon kahl geworden, und ein schwacher Wind trieb mit den dürren Blättern zwischen den Blumenbeeten, auf dem Nasen und auf den Kieswegen sein Spiel. Die Buchen am Fahrwege neben dem Garten waren fahlgelb geworden, der nahe Wald winkte nicht mehr im friedlich saften Grün des Sommers, sondern hatte das bunte Schellenkleid des Herbstes angelegt. Selbst der Himmel schien ein Widerspiel des ewigen Wechsels der Erde: er war klar und wolkenlos, doch sein

lichtes Blau verhüllt wie mit einem dünnen weissen Schleier. Die lustigen gesiederten Säger, die im Blütenmeer der Bäume und dann zwischen den reisenden Früchten ihr munteres Wesen entfaltet hatten, waren verschwunden. Nur eine einzelne Krähe stolzirte zwischen geknickten Sonnenblumen und äugte mißtrauisch um sich.

Jochen rieb an dem Fußboden ein Bündel Holz in Brand und ging rauchend hinaus.

Dem Wohnzimmer gegenüber, jenseits des Flurs, lag Dore's Kammer. Dort hatte sie alle die langen Jahre gewohnt, dort war sie gestorben. Jochen öffnete die Thür und sah hinein. Die Fenster waren halb verhangen. Das Zimmer lag wie im Schatten. Eine dumpfe Moberluft schlug ihm entgegen. Er warf die Thür hastig ins Schloß. So rasch hatte er es nicht wollen; es hallte durch das ganze Haus.

Er trat auf die Dreschsteine und schritt in den Pferdestall. Die Pferde waren auf dem Felde; er hatte nicht daran gedacht. Im Kuhstall war Alles in Ordnung; eine Magd hantirte mit dem Futter, dustendem Heu, das sie dem Vieh in die steinernen Rinnen schob. Er wanderte auf den Hof. Ein Schwarm Tauben flatterte vor ihm auf. Sollte er auf das Feld gehen und nach der Arbeit der Knechte sehen? Er war erst Vormittags dort gewesen. Aber was sonst? Aus der Ferne drang der Knall eines Schusses gedämpft herüber. Er horchte. Es war Jagdzeit. Das war es. Jagen wollte er. Er ging zurück. Die große Tenne schien ihm nach dem hellen Tageslicht düster, die Stube unfreundlich. So nahm er ohne Zögern Jagdtasche und Doppelflinte vom Nagel und hing sie um. Der Weg zum Gehölz war kurz, bald umfing ihn der Buchenwald. Das Laub unter seinen Füßen raschelte und das aus der Jagdtasche herabhängende Pulvermaß schlug hin und wieder mit metallischem Klang an einen der Hornknöpfe der Joppe. Der blaue Rauch der Pfeife entwich in dünnen verschwimmenden Wolken. In den stark gelichteten Wipfeln der Buchen rauschte es einträchtig, den entfärbten Blättern am Boden gefellten sich neue, die todesstrunken aus der Höhe hernieder flatterten und bei jedem Auffallen ein knitterndes Geräusch erregten, ein dürftiges, leiches Lebewohl auf der Wanderschaft von lichter Höhe zum Grabesdunkel der Erde.

Jochen Duggen blieb horchend stehen und spähte

* Aus „Hofe Lieder“, Berlin, Schuster & Loefler, 1896.

zwischen den hell-schimmernden Buchenstämmen durch. Er glaubte das sprunghafte Geräusch von stehendem Wilde zu vernehmen, und er täuschte sich nicht. Dicht vor einem niederen Gebüsch gewahrte er eben noch die weiße Kutte eines Rehs, das im nächsten Augenblicke verschwunden war. Sein Blick belebte sich, die Jagdlust erwachte in ihm. Er zog die Uhr. Wahrhaftig, es mußte bald zu dunkeln beginnen. Er nahm das Gewehr schußfertig in den Arm und schlug die Richtung nach einer Waldwiese ein, auf der er vor wenigen Abenden erst ein Rudel Wild, darunter einen stattlichen Boß, hatte äßen sehen. Er war ohne Gewehr gewesen. Vielleicht hatte er heute wieder Glück. Er dämpfte die Schritte und barg das störende Pulvermaß in der Tasche. Jeder kleine Zweig wurde sorgsam umgangen, und je näher der Jäger seinem Ziele kam, um so vorsichtiger wurde er. Die Gegend war ihm wohlvertraut, und so erreichte er den Rand der Wiese an einer Stelle, wo er durch dichtes Gebüsch vollkommen gedeckt war. Durch eine Lücke konnte er aber seinerseits die Wiese fast ganz übersehen. Er bückte sich ein wenig und lugte scharf aus. Kein Wild da. Er stand wieder aufrecht und lauschte. Nichts zu hören. So verharrete er; Minuten, eine halbe Stunde. Seine Gedanken verloren sich; sie irrten weit ab. Er träumte mit offenen Augen. . . . Er wanderte nach der Rückkehr von Blankenese in den belebten Straßen Hamburgs. Auf den Trottoirs war ein Drängen, daß er es vorzog, auf der Fahrstraße zu gehen. Da leuchtete von einem stattlichen Hause ein kleines weißes Porzellan Schild mit der Aufschrift: Dr. Wer, Rechtsanwält und Notar. Und er bog in das Haus ein und hatte eine lange Unterredung mit dem Advokaten. Und dann sah er in einer kleinen Kellervirtschaft, unterhielt sich mit der Frau, spielte mit den Kindern, schrieb einen Brief und gab ihn der Frau. Der sei an einen guten Bekannten, zu seiner Hochzeit. Sie möchte ihn absenden, nicht gleich, nach so und so viel Tagen. Er gehe nach Amerika. Nach Amerika, jawohl! Aber seinem Freunde wolle er doch Glück wünschen. — Es sei sein bester; sein bester. . . . Eine Waldbaube erhob sich in der Nähe mit klatschendem Flügelschlage. Das schreckte Jochen auf. Er spähte wieder aus und hielt das Gewehr schußbereit. Noch kein Wild da. Kein Hase, kein Reh. Doch ein Lebendes. Eine Mannesgestalt, fern noch und unkenntlich, aber näherkommend und auf den Schützen zu, rauchend, sorglos, langsam schlendernd. Wer ist es? Was sucht er hier? Der Jäger weiß es nicht. Aber kein Wild, kein Ziel für das todbringende Blei! Kein Ziel, keines! — — — Die Jagdlust in den Augen Jochens erlischt, die Spannkraft seiner Flügel läßt nach, apathisch setzt er den gespannten Hahn in Ruhe, sein Gesicht ist blaß geworden, und um den Mund zuckt es. Seine Finger tasten unsicher, und die Berührung des kalten Gewehrlaufes läßt ihn erschauern. Hastend verläßt er sein Versteck, strebt er fort. Fort, fort! Wohin auch — fort.

Benahm ein Schleier ihm jetzt den freien Blick, oder war der Abend herangefommen, war es wirklich dunkel geworden? Die hohen Stämme schienen ungewiß umrissen, schienen zu schwimmen, zu wogen, zu tanzen, sich ihm zu nähern und wieder hüpfend sich zu entfernen. Der Wind mußte stärker geworden sein; er brauste hohl, und dichter raschelte das Laub hernieder. Das Wehen der Nacht hatte begonnen, ihr Mahnen und Rannen aus Baum und Strauch, ihr Flügeltrauschen in sternbelichteten Wipfeln, ihr Umjagen der Seele des Menschen, ihr Ahnen von Ende und Tod. — — — Jochen empfand es, es bedrückte ihn, schnürte ihm die Brust zusammen, es benahm ihm den Athem. . . . Und trotzdem die dummen Gedanken, bei jedem Windstoß, bei jedem Brechen eines Zweiges, bei jedem Schrei eines Kranzes. Wie schauerlich das klang — „Komm mit, komm mit!“ Wie das Kreischen einer Thür, zu Dorens Kammer, zur Totenkammer. Und der weiße Stamm dort, wie im Todtengewande. Und wie Papiere, flatternde Papiere. Ach Lust! Lust!

Der Jäger hastete vorwärts. Er achtete es nicht, wenn er stolperte. Er fühlte es kaum, wenn dicke Zweige ihm das Gesicht peitschten und wenn er im

Sumpf watete, daß ihm das Wasser in die Stiefel drang. Das Key an der Jagdtasche blieb hängen und war nicht gleich zu lösen, er warf die ganze Tasche von sich; der Gewehrriemer hatte fest — mit roher Gewalt zerrte er ihn an sich, daß ein starker Zweig krachend brach und eine Strecke mit-schleppte, bis er sich wieder verfing.

Da endlich! Ein breiter Graben. Er schien den Weiterweg zu versperren, den Fliehenden aufzuhalten in nächtiger Gefangenschaft. Aber er war dem Kundigen das Zeichen des nahen Waldbrandes, des Zieles, der Erlösung. Bis an den Leib ging ihm das Wasser, aber unaufhaltsam watete Jochen hindurch, stürmte er die letzten hundert Schritte, — und athemlos, keuchend stand er draußen, dem Dunkel des Waldes entronnen und seinen Schrecken. — Schrecken? Er lachte auf, genält, gurgelnd. Schrecken — nein, Furcht, erbärmliche, feige, sinnlose Furcht. Er hatte geträumt, er war krank, er sah Gespenster — hah, Gespenster! Haha!

Und wo war er jetzt? War das nicht — — ? Ist das nicht die Erlengruppe auf dem Moor, hinten im Winkel bei der Grube . . . ? Und hierher, wie war er hierher gekommen, gerade hierher?

Niedrige Nebelschleier wallten über dem Moor, aus denen Torfbauten und Sträucher gespenstisch emporragten. Ein halbvermoderter Baumstamm, aus der Tiefe des Moorgrundes zu Tage gefördert, lag dunkel in dem weißen Dunst, von feinen Schwaden umwoht und in dem Gehirn des Gehegten ein schauerliches Bild erweckend und festbannend. . . . Von ferne tönte ein schriller Pfiff — der Pfiff der Lokomotive — durch den Nebel schreiet ein Mann — ein Mann, ohne Beine — auf den Armen, wie es scheint — da kracht es, und der Mann überschlägt sich und liegt im Nebel — im Nebel hingestreckt, lang, formlos — gefällt wie der Stamm, plötzlich, vom Blitz. . . .

Heiser, kreischend lachte Jochen auf, mit eisernem Griff umspannte er das Gewehr und stieß den Kolben auf den Baumstamm, das Gewehr er tief in den Moder einbrang. Mit einem Ruck hob er die Waffe wieder und stürmte vor gegen die Erlen und gegen die Grube, als ob ein Feind dort lauere, den es zu besiegen, zu vernichten gelte, um selber wieder frei zu werden. Glänzend spiegelte sich in dem wellenlosen Wasser der Mond, das dunkle Erdauge mit ruhigem, friedlichem, magischem Silberschimmer übergießend. Dicht trat Jochen an den schroff abfallenden Rand, gierig schaute er hinab. Ein loses, liegengeliebtes Torfstück wurde von seinem Fuße fortgestoßen und fiel hinab. Und die Wellen schlugen über ihm zusammen und verzerrten das silberne, glänzende Spiegelbild des Mondes — verschwammen, verwogten, verzerrten es zu tausend Fragen. Mit weit aufgerissenen Augen stand Jochen da. Er war bei dem Aufklatschen des fallenden Stückes tödlich erschreckt zusammengefahren, sein Herz schlug wild, sein Athem leuchtete — ein gellender Schrei halte von seinen Lippen — dann bligte und krachte ein Schuß durch die Nacht, das Echo trug den Schall weithin, Jochen sank jäh zusammen, und das Gewehr schlug klatschend in die Grube. (Schluß folgt.)



Kleinste Lebewesen als Krankheitserzeuger.

Von Dr. med. Friedrich Große-Leipzig.

(Schluß.)

So viel von den Forschungen der Bakteriologie. Hat sie nun auch Mittel und Wege gefunden, die Resultate zu Rang und Frommen der Menschen anzuwenden? Kann sie den Menschen vor solcherlei Krankheit behüten, und vermag sie diese zu heilen?

Dies die große Frage! Dies der Punkt, wo dem Mediziner mit seiner Wissenschaft oft höhnische Vorwürfe gemacht werden. Ohne ihn sollen ja die Kirchhöfe unnützig sein. Er soll eher krank als gesund machen.

Was hat die Bakteriologie also geleistet? Sie kann allerdings mit Selbstbewußtsein sagen: „Urtheile nach meinen Thaten!“

Der aufmerksame Leser muß hier einsehen, daß das Gebiet sehr verschlungen ist, daß das vorhandene zu viele Richtungen, zu viele Faktoren aufweist, als daß die Maßnahmen gegen die Bakterien einfach und leicht verständlich seien. Beim groben Kampf mit dem Löwen, der Schlange, war die Wahl der Mittel leicht: einfach Pfeil und Bogen und hane Bohnen. Aber was hier thun, wo man nichts sieht, hört, riecht?

Nur planmäßiges Arbeiten könnte hier Wandel schaffen. Man mußte den Feind erst kennen, den Werdegang der einzelnen Bakterienformen bis ins Detail verfolgt haben, wenn man die Punkte finden wollte, wo man sie fassen und vernichten konnte. Und sie fanden sich und werden sich finden. Man suchte Krankheiten zunächst zu verhüten und dann sie zu heilen, vielfach auch beides zugleich.

Zunächst lag es, daß man versuchte, sie zu verhüten, sie nicht zum Körper zuzulassen. Aber das geht nur da, wo man die Uebertragung hindern kann, und das ist nicht immer leicht. Einfach ist es da, wo es auf der Hand liegt, daß der Pilz durch bestimmte Gegenstände übertragen wird, oder durch bestimmte Menschen aus bestimmten Ländern. Die Cholera z. B. wird dadurch übertragen, daß die den Pilz enthaltenden Stühle des Erkrankten achtlos ausgegossen werden und dadurch den Pilz im Lande vertheilen. Da ohne Cholera-pilz keine Cholera möglich ist, hieß es also: den Bruder nicht ins Land lassen! So schuf man die Quarantaine. Jeder Erkrankte wird peinlich hinter Schloß und Riegel der Baracken gebracht. Alles, was er nur irgendwie beschmutzt haben könnte, vernichtet oder desinfiziert, d. h. von Pilzen befreit. Bei planmäßigem Vorgehen ist eine Cholera-Epidemie fast unmöglich geworden.

Auf diese Weise ist auch die Leprosie (Ausfall) bei uns ausgestorben, weil unsere Vorfahren instinktiv die grausamsten, aber auch wirksam gewordenen Abperrungen durchführten.

Der Pilzbrand wird mit Erfolg bekämpft, indem man Alles, was seine Keime enthalten könnte, vernichtet. Der die Tagespresse verfolgende Leser weiß, daß man die Desinfektion der Borsten zum Schutz der mit diesen hautirrenden Arbeiter fordert: ein Vorgehen, das nur nach den Forschungen auf unserem Gebiete möglich ist. Der Typhus suchte früher ungleich häufiger unsere Städte heim. Seitdem man wußte, daß er im Trinkwasser verbreitet werde, sorgte man für gutes, typhusbazillenfreies Wasser. Dadurch schnitt man in mehreren Städten, die bis dahin alljährlich mit tödlicher Sicherheit ihre Epidemie hatten, die Krankheit mit einem Male bombensicher ab. Daher regt sich auch allgemein der Unwille, wenn in Garnisonen eine Typhus-Epidemie ausbricht, weil man weiß, daß in solchem Falle mögliche Verhütungsmassregeln böswillig oder unachtsam hintenangelassen worden sind: man kann hier von fahrlässiger Körperverletzung reden. Früher, vor der Bakteriologie, war es eine Schicksalsfügung, die man hinnehmen mußte.

Bei strenger Kontrolle müßten auch die Geschlechtskrankheiten, Tripper und Syphilis, unfehlbar auszurotten sein, wenn man jedes erkrankte Individuum bis zu seiner Heilung gesperrte, denn wo keine Pilze, da auch keine Erkrankung. Es müßten in diesem Falle aber nicht nur die wenigen Kontrollmädchen so behandelt werden, nein, Jeder, Hoch und Niedrig, Männlein und Weiblein. Eine zukünftige, freie Gesellschaft wird dies ohne Zweifel auch durchführen mit stolzem Hinweis auf die Bakteriologie.

Hier will ich auch die Pocken erwähnen. Auch sie können durch Fernhaltung des Pilzes zum guten Theil verhütet werden, und hierin ist auch Manches geschehen.

Einen wahrhaft großen, für die alten Geschlechter unfaßbaren Erfolg verdanken wir aber der Bakteriologie in der Chirurgie. Früher siechten die Menschen an den einfachsten Verletzungen dahin. Wundergiftungen und chronische Eiterungen waren alltägliche Dinge. Die noch so geschickt ausgeführten Operationen führten infolge der Eiterung zum Tode. Heute vollbringt das Messer des Chirurgen Wunder, da es im

Stunde ist, den Eitererregter, den Pilz, fern zu halten. Alles, was mit einer zu sehenden Wunde in Berührung kommen kann, wird peinlich desinfiziert. Es ist Listers unselbstliches Verdienst, entdeckt zu haben, daß nur der Pilz an allen Wundkrankheiten Schuld hatte. Darum benutzte er die Karbolsäure bei den Wunden, da diese den Pilz tötet. Nachdem Listers Lehre sich schnell Bahn gebrochen, ging man einen Schritt weiter, man brauchte keine Karbolsäure mehr, den Pilz abzutöten, sondern versuchte, diesen fern zu halten durch die peinlichste Sauberkeit vor und bei der Operation. Alles wurde vorher desinfiziert, Körper, Messer, Nahtmaterial; an Stelle der den Pilz enthaltenden Charpie aus alten Hemden, trat die Verbandwatte, die durch 100 Grad heiße Dämpfe pilzfrei gemacht wird. Aus dem Kampf gegen die Pilze — Antisepsis — wurde das Vorgehen ohne Pilze — Asepsis.

In diesem Punkte trifft sich die Naturheilkunde mit der wissenschaftlichen Medizin, auch sie will die Karbolsäure und ähnliche Mittel nicht angewandt wissen, da sie durch gründliche Keulichkeit die Pilze fernhalten zu können glaubt. Nur leider liegt es in der Natur der Sache, daß dies nicht überall möglich ist.

Der Laie ist heute die guten Erfolge der Chirurgie gewöhnt, er weiß nicht, daß dies alles früher anders war. Wäre er im Stande, die Erfolge in früherer Zeit mit den heutigen zu vergleichen, könnte er die Geschichte der Medizin, er würde manchmal vor dem Arzt den Hut ziehen, statt ihn zu beschimpfen.

Ähnlich verhält es sich mit dem Wochenbettfieber. Noch in diesem Jahrhundert sind in den letzten Jahrzehnten von etwa 1830—1860 allein in Deutschland 400 000 Frauen diesem unheimlichen Fieber erlegen, das sind mehr Opfer, als Schwindsucht, Pocken und Cholera zusammen genommen verschlangen. Semmelweis erkannte die Ursache — und das Wochenbettfieber ist heute eine seltene Krankheit.

Seit dem zielbewußten Vorgehen gegen die Augenentzündung der Neugeborenen ist die Blindheit um ein Drittel seltener geworden. Genannte Krankheit ist bei den 300 000 Blinden deutscher Zunge mindestens bei 10 % die Ursache, man hätte also, wäre man eher dahinter gekommen, 30 000 Blinden das Augenlicht erhalten können. Ebenso verheerte die ägyptische Augenentzündung früher ganze Länder, heute kommt sie nur vereinzelt vor.

Doch genug von der Verhütung der Krankheiten! Wohl jeder Leser wird schon jetzt der Bakteriologie mit ehrfürchtigem Blicke gegenüberstehen.

Nicht überall gelingt es aber, die Krankheits-erregter fern zu halten. Wohl versucht man bei Masern, Scharlach, Diphtherie und einigen anderen Krankheiten durch Absperrung die Verbreitung zu verhindern, aber es liegt in der Verbreitungsweise der Pilze sowohl als auch in der Schwierigkeit, die Erkrankten zu isolieren, besonders in den großen Mietskasernen der modernen Städte, bei armen Leuten usw. wohl begründet, daß die Absperrung und damit die Verhütung schlechte Resultate giebt und geben muß. Bei diesen Uebeln ist man also darauf angewiesen, mehr die bereits entstandene Krankheit zu heilen. Die Heilbestrebungen werden jedoch auch je nach den verschiedenartigen Eigenschaften der Pilze ganz verschieden sein müssen.

Man könnte hier seinen Angriff einmal mehr gegen den Pilz richten, um ihn selbst auch im Körper abzutöten, und auf der anderen Seite könnte man versuchen, dem Körper in seinem Kampfe — in seinen Heilbestrebungen beizustehen, ihn zu kräftigen: beide Bestrebungen sind mit Erfolg in Angriff genommen worden.

Ob bei einer Krankheit diese oder jene oder beide möglich sind, hängt von der Eigenart jeder einzelnen Krankheit ab. Der Leser wird sich erinnern, daß ich von den giftigsten Pilzen sagte, sie tödten fast immer, z. B. der Wundstarrkrampf. Er verläuft rasch tödlich, da ist es nutzlos und unmöglich, den Körper zu kräftigen, weil die Geschichte viel zu flott geht. Hier müßte man also den Pilz noch im Körper zu treffen suchen. Aber

wie? Der Bakteriologe stellte in jahrelangen Versuchen fest, daß es in diesem Falle mehr das Toxin des Pilzes war, was den schnellen Tod herbeiführte, als der Pilz als solcher. Denn wenn man das künstlich gewonnene Toxin allein einem Tiere einspritzte, starb dies an denselben Erscheinungen, als wenn es sich gewöhnlich mit dem Pilz selbst angesteckt hätte. Mitbin hieß es jetzt: wie das Toxin unschädlich machen? Man fand, daß sich die Tiere an das eingespritzte Toxin gewöhnten, wenn man ihnen zuerst ganz kleine Mengen beibrachte; d. h. mit anderen Worten, das Blutwasser oder Serum desselben bekam die Eigenschaft, das Toxin zu vernichten. Allmählich wuchs bei steigender Dosis die Vernichtungsfähigkeit derart, daß nun auch, wenn ein gewöhnlicher Wundstarrkrampf erzeugt wurde, die Tiere diesen einfach überstanden, statt rapide zu sterben. Sie vermochten jetzt das so gefährliche Uebel leicht zu überwinden, wie der Mensch den Schnupfen. Ja, noch mehr: das Blutwasser dieser Tiere vermochte auch anderen, nicht eingewöhnten Tieren eingespritzt, diesen einen Wundstarrkrampf zu heilen, da es, sorgfältig aufbewahrt, die Vernichtungsfähigkeit auch außerhalb des Tierleibes behielt, also beliebig verwendet werden konnte, bei anderen Tieren sowohl als auch beim Menschen. Wenn in der That nicht unvorhergesehene Faktoren sich hindernd in den Weg stellten, dürfte auch diese bisher vollkommen unheilbare Krankheit ihre Schrecken verloren haben.

Genau ebenso verhält es sich mit der Diphtherie, deren Serum in derselben Weise gewonnen wird. Hier fiel es auf, daß das Versuchstier längere Zeit nach der Ueberstehung der Krankheit nicht wieder mit derselben angesteckt werden konnte, oder daß doch weit größere Giftmengen nötig wurden. Es mußte also sein Körper, auch hier war es wieder das Blutserum, sich verändert haben, so daß es das neu sich bietende Gift leicht vernichtete. Zudem man auch diese Tiere mit immer größeren Giftmengen behandelte, bekam man von ihnen das verschieden starke Diphtherieserum, dessen faktische Heilkraft wohl von keinem Einsichtigen mehr bestritten wird.

Ähnlich ist der der Impfung zu Grunde liegende Vorgang. Der große Jenner erkannte, daß ein Mensch, der die Kuhpocken überstanden hatte, die Blattern für lange Jahre nicht mehr bekommen konnte. Der Körper wird durch erstere so verändert, daß letztere nicht mehr haften können. Um diese Veränderung, diese Stählung zu erreichen, besitzen wir aber in diesem Falle kein Serum, sondern den milden, leicht zu vertragenen Erreger der Kuhpocke, der bei der Impfung auf und in den geimpften Körper übertragen wird, um hier die gewünschte Veränderung zu Stande zu bringen. So kam man zum Impfwang in Deutschland, um Jeden gegen die Blattern unempfindlich zu machen. Wären wir bestimmt in der Lage, das Einschleppen von Blattern zu verhindern, so brauchten wir selbstverständlich auch die Impfung nicht mehr.

Machen wir uns dies Alles noch einmal an einem Vergleich klar. Der große Feinde im Tierreich, der Tiger, Bären, der Raubvogel werden wir Herr, indem wir unsere Muskeln stählen, unsere Augen schärfen, damit wir mit der Feuerwaffe besser zielen können. Der Mücken erwehren wir uns, indem wir Gaze Fenster einsetzen. Dem Diphtherietoxin können wir nicht durch Kräftigung der Arme oder Beine beikommen, sondern durch Veränderung, gewissermaßen Kräftigung unseres Blutserums. Mäuse bekämpfen wir durch Fallen, Bakterien natürlich durch Mittel, welche diese fassen können, Karbolsäure usw.

Noch ein Beispiel dafür, wie uns die Forschungen der Bakteriologie ein planmäßiges Vorgehen am Krankenbette ermöglichen. Der Darmkatarrh, Durchfall, entsteht durch Pilze, die mit verdorbenen, d. h. pilzgeschwängerten Speisen genossen werden. Vermögen wir dieser Pilze im Darm Herr zu werden, so heilt der Katarrh sofort ab. Also Vernichtung, Beseitigung der Pilze im Darm! Das erzielen wir durch Verabreichung pilztödtender Arzneimittel; oder wir schaffen den ganzen Inhalt durch Klystiere

oder Abführmittel möglichst schnell und gründlich heraus oder endlich lassen wir nur solche Speisen genießen, die dem Pilze nicht als Nahrungsmittel dienen können, sobald sich dieser nicht vermehren kann und endlich ganz verschwindet.

Bisher waren die genannten Angriffe gegen die Pilze selbst gerichtet. Ich sagte aber oben schon, daß es auch möglich sei, diesen außer Acht zu lassen und sein Augenmerk dem befallenen Körper allein zu widmen, um ihn zu stärken, damit er den Kampf mit dem Pilze eher überstehen kann. Hierher gehören solche Krankheiten, wo der Körper diesen Kampf führen kann, wo also die Pilze langsam wirken, wo man andererseits ihnen auch bis jetzt auf keine Weise beikommen kann. Ein gesunder Körper erkrankt, wie schon gesagt, nicht an Tuberkulose, und ein halbwegs kräftiger überwindet sie, unterliegen muß nur der geschwächte. Ein Mittel gegen den Tuberkelbazillus giebt's bis jetzt nicht, Kochs Tuberkulin erwies sich als Fehlgrieff. Wir können also bei der Tuberkulose nur durch Kräftigung des Körpers etwas erreichen. Wir müssen die Erkrankten möglichst reichlich ernähren, ihnen die beste Luft schaffen, sie von schweren Arbeiten befreien, vor Sorgen bewahren. Die Schwindsucht gehört heute thatsächlich zu den heilbaren Krankheiten, wenn wir die eben erwähnten Maßregeln durchführen können. Daher jetzt die große Bewegung zur Errichtung von Volks-Lungenheilstätten. Aber auch sie werden nur halbe Arbeit leisten können, da ja der aus den Anstalten geheilt und gebessert Entlassene in die alten, ihn krank machenden Verhältnisse zurückkehren muß; er wird mit unfehlbarer Sicherheit wieder erkranken. Die wahren, einzig wirksamen Verhüter und Heiler der Schwindsucht sind soziale Maßnahmen, die menschenwürdige Existenzbedingungen schaffen: Wohnungshygiene, Achtstundentag, bessere Löhne u. dergl. mehr. Die allzu großen Erwartungen von den Lungenheilstätten werden, auch das lehrt uns die Bakteriologie, einer gewaltigen Enttäuschung und Ernüchterung Platz machen.

Auch beim Typhus trifft das von der Tuberkulose Gesagte zu. Wohl vermögen wir ihn zu verhüten; aber wir können ihn auch heilen, indem wir dem Körper helfen, den Kampf zu überstehen. Unter der Giftwirkung, dem überstarken Fieber erlahmen die Nerven (Nervenfieber). Brand lehrte uns die Kaltwasserbehandlung des Typhus, die das Nervensystem immer wieder anregt, aufrüttelt, bis der Körper das Gift besiegt.

Dies die Erfolge der Bakteriologie. Sie ist noch jung. Die Forschungen sind erst begonnen, wir werden mit Bestimmtheit noch eine Fülle von Wissen und Können auf diesem Gebiete erwarten dürfen. Wir werden in Zukunft nicht nur das Tier- und Pflanzenreich beherrschen und in unsere Dienste zwingen, wir werden auch das große Gebiet der Spaltpilze uns unterthan machen können. Wir werden den Krankheiten, welche durch sie entstehen, nicht mehr dulden, sondern handelnd gegenüber stehen, ein weiterer Schritt in der Beherrschung der Natur, eine weitere Stufe zur Erlangung irdischer Glückseligkeit!



Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

„Ach, weißt Du, ich bin lieber im Dunkeln! Das Licht genirt und stört mich — in meinen Gedanken, und außerdem thum mir die Augen immer weh. Geh 'mal drei Schritte halblinks — so — stößt Du an eine Kommode — so — Suche 'mal, ob Du da 'ne Lampe findest. — So — jetzt — drei handbreit rechts — da liegen die Streichhölzer. — So — nun kannst Du die Lampe anzünden.“

Er überschattete mit der Hand die Augen.

„Au — wie das blendet!“

Als er die Hand endlich fortnahm, fuhr ich zu-

sammen. Gott! Sah der Mensch aus! Bleich und gedünst, nicht zum Wiedererkennen!

Er bemerkte meine Erregung.

„Du siehst ja recht wohl aus! Ich wünschte, ich könnte das von mir auch sagen — aber — mit mir wird's nie mehr was Gescheites!“

„Neb' doch nicht solchen Unsinn, Walter! Ja, natürlich, wenn Du immer auf dem Sopha liegst und spinnst — ich hatte Münchener Lebensarten angenommen — wie sollst Du denn da gesund werden?“

„Gut gesagt, mein Sohn, wenn man kaum noch gehen kann!“

„Ja, da mußt Du unbedingt fort nach dem Süden, Walter!“

„Brav! Brav! Ausgezeichnet intendirt, mein Sohn! Aber, willst Du mir vielleicht das nöthige Geld dazu geben?“

„Ja, aber wo hast Du denn Dein Geld gelassen! Arm kannst Du doch unmöglich gewesen sein!“

„Da mußt Du Fräulein Lies Weise und einige amerikanische Montan- und Eisenbahngesellschaften fragen.“

„Ja, Walter, hast Du denn garnichts mehr?“

„O, doch — drei- bis viertausend Mark — das reicht für zwei Jahre, und länger kann ich doch selbst beim günstigsten Prognostikon nicht mehr leben.“

„Neb' doch nicht solchen Unsinn! — Ja, womit beschäftigst Du Dich denn jetzt?“ fragte ich, um ihn auf andere Gedanken zu bringen.

„Ich treibe Philosophie, mein Sohn!“

„Soooo?“

„Ja. Den ganzen Tag und die ganze Nacht liege ich nun auf dem Sopha, weicht Du, so in einem angenehmen Halbschlaf. Ich sehe und höre Alles ganz genau und höre und sehe doch wieder nichts und denke darüber nach, wie das so mit mir gekommen ist, und da hab' ich mich jetzt zu dem Vernunftschluß durchgerungen, daß es so, wie es gekommen ist, doch ganz gut ist. Und siehst Du, mein lieber Sohn, da haben wir es,“ er schnalzte mit den Fingern, „die höchste Philosophie! Das Andere ist doch nur Alles Dreck!“

„Ja, Walter, mein lieber Junge, sage mir nur das Eine, wie hat es so weit mit Dir kommen können? Daß Du krank bist, will ich ja zugeben, aber war es nothwendig, daß Du so vollständig die Flinte ins Korn wirfst? Du, — der Mensch mit den großartigsten Anlagen, — der soll so elend verkommen, Walter?“

„Ja, mein Sohn! Was Du da sagst — Recht hast Du ja — das hab' ich mir ja tausendmal auch gesagt — aber — was soll es denn noch für'n Zweck haben, Georg, soll ich wirklich Lust zum Leben bekommen, wo ich doch nicht mehr lange leben kann? Laß sein, mein Junge! Du meinst es gut mit mir, aber, es ist besser so, wie es ist. Weißt Du, solche Gedanken habe ich mir früher viel gemacht, aber seitdem ich nun Chloral nehme —“

Ich schrak zusammen. Armer Kerl! Da war nichts mehr zu retten!

„— da denke ich seltener dran. Weißt Du, ich bin jetzt immer in einem so wunderbar angenehmen Zustand — so traumselig — Tag und Nacht drüste ich, wie solch Mondlichtiger; — famos, Georg. Das kann ich Dir nur empfehlen!“

Ich wandte mein Gesicht ab, so daß es beschattet wurde, denn mir traten Thränen in die Augen.

„Sag einmal, Walter, was war das mit Lies?“

„Georg, weiter nichts, als daß sie mich Tausende von Mark gekostet und mich außerdem noch hintergangen und mit einem Anderen mein Geld durchgebracht hat; denn allein kann sie nicht damit fertig geworden sein. Du kannst Dir garnicht vorstellen, wie wahnsinnig verliebt ich in das Mädchen war. Sie hat mich fast zur Verzweiflung getrieben! Was ich ihr auch Gutes that, nichts genügte ihr, stets wollte sie mehr. Und dabei ließ sie mich jede Minute merken, daß sie mich eigentlich nicht liebte, daß sie einen Anderen liebte und mich nur hielt, um aus mir Geld herauszupressen. Und trotzdem ich Alles deutlich sah — ich konnte nicht von ihr lassen. Wenn ich zwei Tage nicht bei ihr gewesen — wenn ich

zwei Tage mir fest vorgenommen, niemals mehr zu ihr zu gehen — dann trieb's mich wieder zu ihr. Das Weib hatte dämonische Macht über mich. Ja, ich war so verrückt, daß ich mir sogar schon einen Revolver gekauft hatte, um mich und sie zu erschießen, denn nach mir sollte sie Niemand mehr besitzen. Wieviel sie aber mit mir befehen haben, daran dachte ich nicht.

„Da plötzlich kam der Umschlag.“

„Ich hatte fast mein ganzes Geld an amerikanischen Montanaktien verloren, und täglich waren neue Verluste voranzusehen. Lies hatte ich zwei schmutzige Zimmer gemiethet und war natürlich dort so gut wie zu Haus. Zu ihr wollte ich mich flüchten; denn all diese Unannehmlichkeiten mit der Bank drohten mir über dem Kopfe zusammenzuschlagen.“

„Auf der Treppe traf ich unseren früheren Kamezraden, Du weißt ja, Eugen Saller! Er huschte so scheinbar an mir vorüber, als ob er ein böses Gewissen hätte.“

„Lies war erstaunt, mich zu sehen. Sie sagte mir, daß sie mich jetzt nicht erwartet hätte, und daß sie fortgehen mußte.“

„Wohin, Lies?“

„Zur Schneiderin.“

„So! — Ja, Lies, ich wollte Dir nur sagen, daß ich fast mein ganzes Geld verloren habe!“

„Sooo — — ihr Gesicht wurde lang vor Schreck, aber nicht eine Spur von Mitleid war darin zu lesen.“

„Dann wirst Du mir wohl auch die Rechnung bei der Schneiderin nicht bezahlen?“

„Kind, wieviel beträgt sie denn?“

„Ach — nur eintausendzweihundert Mark.“

„Eintausendzweihundert Mark! Nein, Lies, das ist mir jetzt wirklich unmöglich!“

„So? Unmöglich ist es Dir? Du willst nur nicht! Nun gut, dann wird sich schon ein Anderer finden, der sie mir gern bezahlt!“

„Ihre Lippen hatten sich geschürzt, und das ganze Gesicht hatte im Augenblick etwas so ungläublich Gemeines und Böselhaftes, ungläublich, Georg! Und im Augenblick war meine Liebe gestorben. Da war auch nichts mehr an dem Weib, was mich reizte. Nur Ekel, Ekel, gräßlichen Ekel hatte ich vor dem Frauzenzimmer.“

„Ich hatte schon den Arm gehoben, um sie zu schlagen, aber ich senkte ihn, um mich nicht zu beschämen. Seitdem bin ich nicht mehr mit ihr zusammen gewesen.“

„Und weißt Du auch nicht, was aus ihr geworden ist?“

„Dumme Frage, Mensch! — — Ja, also bis dahin ging's mir ganz gut, aber plötzlich rapide bergab. Jetzt bin ich nun schon wieder seit vierzehn Tagen nicht mehr ausgegangen. — Ich mag auch nicht!“

„Walter — komm', steh auf — wie kann man so faul sein! Wir wollen ein wenig fortgehen.“

„Ne, mein lieber Junge! Geht nicht — geht nicht — heute nicht — aber nächstes Mal, das versprech' ich Dir. Nur heute nicht! Bei mir ist heute Abendgesellschaft, und da darf der Hausherr doch nicht fortgehen.“

„Abendgesellschaft?“

„Ja, ich bekomme Besuch.“

„Von wem?“

„Sei doch nicht so neugierig! — Ja, also, mein Junge! Ein paar alte Erinnerungstanten haben sich bei mir angemeldet, und da muß ich zu Hause bleiben. — Da — eine ist schon da — gute Nacht, mein Sohn.“

„Gute Nacht,“ sagte ich mißmuthig.

„Aber — ach, entschuld'ge mich — ich kann heute wirklich nicht — es ist mir nicht möglich, mich — hol' mich übermorgen ab. Sieh 'mal, Du magst ja Recht haben, Vieles an meiner Krankheit ist Einbildung, aber, zum Donnerwetter, ich kann mir doch nicht einbilden, daß ich nicht gehen kann, oder daß ich zeitweise solch Herzklopfen bekomme, daß ich glaube, ich verrecke gleich, oder daß ich die Nächte nicht schlafen kann. Sage 'mal, das kann ich mir doch nicht einreden?“

„Ja, Du mußt aber nicht tagaus tagein an

Deine Krankheit denken, dann wird's schon besser werden.“

„Gut gebrüllt, Löwe! Siehst du denn für mich etwas Interessanteres als mich selbst? Ein Anderer kümmert sich ja doch nicht um mich. — Gute Nacht, Georg! Ich bekomme Besuch!“

„Gute Nacht, Walter —“

Ich ging.

*

Am Nachmittag des nächsten Tages begab ich mich zu Frau Saller. Sie selbst öffnete mir. Sie war noch schlank und schön, trotzdem sie über Fünfzig zählen mochte. Ihr Gesicht war vornehm und ruhig, ihr graues Haar glatt und anspruchslos frisiert. Die Frau hätte man für eine Diakonissin halten können. Sie hieß mich näher treten. Eine heimliche altfränkische Stube, so noch Großwaterhausrath.

„Wollen Sie so freundlich sein und Platz nehmen, Herr Geiger.“ Ich that es.

„Verzeihen Sie, Herr Geiger, daß ich Sie belästigt habe. Glauben Sie mir, ich that es ungern. Aber Sie sind meine letzte Hilfe — meine allerletzte! Wenn auch Sie mich im Stich ließen, wüßte ich nicht —“

„Gnädige Frau, ich weiß nicht, um was es sich hier handelt. Würden Sie vielleicht sich etwas bestimmter —“

„Sie wissen es nicht? — Wo es die ganze Stadt weiß?“

„Ich war zwei Jahre nicht hier.“

„Also, Sie wissen nicht, daß Eugen schon seit drei Vierteljahren nicht mehr bei mir im Haus ist, daß er mit einer Dirne zusammenlebt? Sieh — ach — pfui, Teufel — von ihr aushalten läßt?“

„Nein, gnädige Frau, wirklich nicht! — Aber, verzeihen Sie, — in mir dämmerte es auf, ich ahnte den Zusammenhang — „womit könnte ich Ihnen da einen Dienst leisten? Was in meinen Kräften steht, Frau Saller —“

„Herr Geiger —“ sie war mir weinend zu Füßen gefallen — „ich bitte, ich beschwöre Sie —“

„Stehen Sie auf, Frau Saller. Lassen Sie sich —“

Sie verharrte in ihrer Stellung.

„Sehen Sie, ich weiß es, Sie sind der Einzige, der auf das Mädchen Einfluß hat! — Sie müssen Eugen von ihr befreien, — Sie müssen es! — Eugen ist ein verlorener Mensch, wenn er noch länger mit ihr zusammen lebt. Sie müssen ihn befreien! — O, Herr Geiger! Ich sage Ihnen, ich bin ja die unglücklichste Mutter auf Gottes Erdboden!“

„Stehen Sie auf, Frau Saller! So! — Ja — ich glaube Sie zu verstehen, aber was soll ich thun, gnädige Frau? Ja — ich kannte das Mädchen 'mal, ich kannte und liebte sie von Kind an, bis wir durch Eugen auseinander kamen — vor drei Jahren. Wenn ich denken soll, dieses Mädchen ist Dirne geworden! Unglaublich! Unglaublich, gnädige Frau! Ja, Sie haben Recht, Frau Saller, ich habe einmal großen Einfluß auf sie gehabt, aber nur, weil sie mich damals liebte. Aber — wie soll ich den jetzt noch geltend machen, wo sie mich vielleicht haßt, oder wo ich ihr doch ganz gleichgültig bin?“

„Helfen Sie mir! Mein Sohn! Mein armer Sohn!“

„Ja, gnädige Frau, wenn ich nur wüßte, was ich thun soll? Vielleicht geben Sie ihr Geld, daß sie ein neues Leben anfangen kann. Wir waren ja früher in demselben Geschäft, vielleicht kann man ihr dann wieder eine Stelle verschaffen; sie war ja tüchtig und fleißig. Ja —, und wenn Eugen nicht von ihr lassen kann, soll er eben in Gottes Namen weiter mit ihr verkehren, wenn er nur in Ihr Haus zurückkehrt. Vielleicht läßt Eugen sich auch irgendwo unterbringen. Oder schicken Sie ihn ins Ausland — das ist das Beste — wenn er wieder kommt — da ist über diese unangenehme Sache schon längst Gras gewachsen.“

„Ja, mein lieber Herr Geiger, das habe ich schon Alles selbst gedacht. Deswegen habe ich Sie auch nicht zu mir gebeten. Aber — —“ sie begann zu weinen — „ach, wenn Sie wüßten, wie ungern ich davon rede, das ist Alles so schmerzhaft“



Gute Freundschaft. Nach dem Gemälde von A. Beder.
Copyright 1896 by Franz Hanfstaengl, München.

— also — ja — ich habe mit Eugen geredet, wissen Sie, wie nur eine Mutter mit ihrem Sohn reden kann! Er hat mir fest versprochen, von dem Mädchen zu lassen. Er sieht ja selbst ein, daß es sein Unglück ist. Zwei bis drei Tage war er bei mir, und dann ist er wieder zu ihr. In meiner Todesangst habe ich mich so weit erniedrigt, daß ich zu der Dirne selbst hingegangen bin. Zufällig habe ich sie angefaßt, sie sollte mir meinen Sohn zurückgeben. — Und das Weibstück hat geweint, mich gestreichelt und geküßt und gesagt, sie könne es nicht! Sie könne es unmöglich — sie liebe Eugen — sie hätte ja sonst Niemand, den sie wirklich lieben dürfe; sie wolle ihm Arbeit verschaffen, — und wenn er sie auch schlägt und beschimpft — sie behielte ihn; aber den Tag, wo er ihr nicht mehr gefiele, liebe sie ihn laufen, jage sie ihn fort; so lange müsse er aber bei ihr bleiben; wenn er ginge, würde sie ihn der Polizei übergeben, und was dann geschähe, könnte ich mir selbst ausmalen. Aber so gern sie mir auch sonst zu Willen sei, sie könne ihn nicht freigeben, sie liebe ihn und, so lange sie liebe, könne sie keine Rücksichten und Befehle. Es würde auch unnütz sein, Eugen zu zwingen, er würde doch stets, so oft sie es nur wünsche, zu ihr zurückkehren. —

„O, Herr Geiger, denken Sie, all diese Schmutzereien, retten Sie meinen armen Eugen aus den Krallen dieses Weibsbilds. Ich beschwöre Sie, Herr Geiger.“

„Ja, gnädige Frau, — was in meinen Kräften steht — aber ich weiß nicht.“

„Ja, das Weib sagte mir, daß es Sie einmal sehr geliebt hätte.“

„Sooo!?“

„Viel mehr als Eugen, und daß sie Eugen eigentlich nur als Betäubungsmittel betrachte und sich eben deshalb schon so an ihn gewöhnt hätte, daß sie ihn nicht missen könne.“

„Sooo!? Wo wohnt Lies jetzt?“

Sie sagte es mir.

„Ja, Frau Salle, ich werde mir morgen Nachmittag frei nehmen, gehen wir zusammen zu ihr.“

„Ich soll noch einmal in die Wohnung jener Dirne gehen? — Ach — eine anständige Frau!!!“ rief Frau Salle nicht ohne Pathos.

„Sie sind hier Mutter und haben nur diese Rücksichten,“ sagte ich ungehalten.

„Ja, ja, Sie haben Recht, Herr Geiger,“ kam es kleinlaut zurück. „Ja, ja, ich ergebe mich darin. Morgen Nachmittag also erwarte ich Sie.“

Auf die letzten Worte hin wäre ich am liebsten nicht mehr zu ihr gegangen.

— Himmel Herrgott Donnerwetter noch mal!! Was gingen mich denn fremde Leute an, wo ich selbst nicht ein noch aus wußte? Was war mir jetzt noch Lies? Doch nur ein hohler Jahn in meiner Erinnerung, der mich jedes Mal schmerzte, wenn ich versehentlich darauf biß. — Ja, ja — ich hatte sie einmal sehr lieb gehabt. — Ich hatte sie auch jetzt noch im guten Angedenken. — Aber — und nun sollte ich sie wiedersehen, durchjaucht und durchseucht von Gemeinheit — Aech! — Gestraft!!

Und was war mir denn Eugen? — Doch nur die komische Figur eines Trauerspiels.

Als ich am Nachmittag des nächsten Tages zu Frau Salle kam, erwartete sie mich schon in Galauniform. — Lachsrothes Seidenkleid, Spigen tragen, Blumenhütchen, Sonnenschirm. Ihre gestrige Untröstbarkeit war auch einer breiten Gemüthsruhe gewichen.

„Verzeihen gnädige Frau, wir gehen doch zu keinem Sommerfest?“

„Herr Geiger, das können Sie als Herr nicht begreifen. Sehen Sie, so etwas imponirt derartigen Mädchen immer.“

Ich suchte die Achseln. „Derartige Mädchen?“

„Ja, solchen Dirnen, die nur an Putz und Plüsch hängen; die nur darauf ausgehen, Söhne anständiger Eltern zu verführen. Die — — —“

„Gnädige Frau, ich möchte Sie ganz gehorsamst

bitten, mir gegenüber nur über Dinge zu urtheilen, in die Sie Einblick haben.“

„Wie meinen Sie das, Herr Geiger?“

„Ich meine, daß Ihr Sohn vielleicht schuldiger ist, als das Mädchen — die Dirne, wie Sie stets so liebevoll sagen. — Das Mädchen ist ein armes Geschöpf, dem man einfach alle anderen Existenzbedingungen abgeschnitten hat, und die man nun zwingt, aus ihrem Körper, das ist ja das Einzige, was man ihr lieh, Kapital zu schlagen. Nicht immer aus Leichtsinne — gnädige Frau — nicht immer aus Leichtsinne, sondern nur um zu leben, und in diesem Kampf sind alle Mittel erlaubt. — Aber wenn ein junger Kerl solch ein Waschlappen, solch ein leichtsinniges, trauriges Maunsbild ist, daß er sich — aeh — gnädige Frau, Sie sparen mir das. Ja, Frau Salle, und wenn es zehnmal Ihr Sohn ist, und wenn es mein bester Freund wäre, an solchem Menschen ist nichts zu bedauern; der verdient — — —!! — Ja — also, gnädige Frau, wir wollen gehen.“

Frau Salle machte ein Gesicht, als ob sie beim Erbbeerjuchen eine Blattwanze erwischt hätte, schwieg aber. —

Wir wanden uns durch ein Labyrinth von Straßen. Endlich — da wohnte sie also! — In diesem alten Hause mit dem finsternen, verrußten Aussehen, in dem Alles nach Müllkuten, kleinen Kindern, Schmutz und Laster roch. Nirgendes Licht! Nirgendes Sonne! Solch ein echtes Massenquartier für großstädtisches Elend!

Klopfenden Herzens stieg ich die schmalen, ausgetretenen Stufen hinan. Eine Arbeiterfrau mit wirren Haaren, fahlem, wie ausgefogenem Gesicht eilte mit einem Kind auf dem Arm an mir vorbei. Das Kleine glich einer Meerzage.

Frau Salle bewegte mehrmals ihre Nasenflügel und goß dann schnell etwas Parfüm auf das Taschentuch, welches sie sich vor das Gesicht hielt.

Lies' Wirthin, ein Weib, dem Gemeinheit und Kupperei auf dem Gesicht standen, öffnete.

Ja, es thäte ihr leid. — Das Fräulein Lieschen wäre nicht zu Hause.

Wann sie wieder käme?

Das wäre unbestimmt.

Ich drückte ihr eine Mark in die Hand: wir möchten warten.

Bitte, bitte, wir möchten nur herein kommen. Hier wohne das Fräulein Lieschen. Das Fräulein Lieschen wäre nur mal runter zu einer Kollegin gegangen. Ob sie das Fräulein Lieschen holen sollte? Nein! nein, wir würden warten.

Eine elende Dachstube. Ein wenig Gerümpel, man hätte es auch noch Möbel nennen können. Ein altersschwacher und ein rückenmarkkranker Stuhl. Ein Mahagoni-Spind. Eine Nußbaum-Kommode. Le'de hatten wahrscheinlich früher einmal Politur gehabt. Ein Spiegel mit Stockflecken und breitem, verstaubtem Goldrahmen. Papierblumen. Chinesische Fächer in allen Größen, Formen und Farben, überall da, wo sie nicht hinpassen. Ein ungemachtes Bett mit wenig einladenden Bezügen. Auf dem Fußboden einige Stücke schmutziger Wäsche.

Gott! — Gott! — Hier wohnte sie.

Ja, wenn ich das mit ihrem Zimmer von ehemals verglich, da Alles Anmuth, Geschmack und Sauberkeit; und hier — aeh! — unglaublich!

Frau Salle hielt sich noch immer ihr Taschentuch vor die Nase.

„Nun, was gedenken gnädige Frau für das Mädchen zu thun?“

Sie nahm das Tuch fort und sah mich erschrocken an. — Wie meinen Sie das, Herr Geiger?“

„Nun, was Sie — — —“ Ich schwieg. Draußen regte es sich, man hörte Flüstern, dann etwas lauter: „Nein, ich bleibe nicht hier!“

Bei diesen Worten durchrieselte es mich, als ob mich ein elektrischer Schlag getroffen hätte. Wie gut kannte ich diese Stimme!

Ich öffnete unwillkürlich die Thür und trat auf den Flur.

„Lies!!“

„Georg!!“

Sie umhalsste mich und weinte. Das arme Kind, wie es bebte und zitterte.

„Ach, Georg, daß Du nun endlich kommst, endlich. — Wenn Du wüßtest, wie ich mich nach Dir gebaugt habe, die lange Zeit; wie ich mich nach Dir gesehnt habe. — Ach! Wärs Du nur ein Jahr früher gekommen!! — Aber nun verläßt Du mich doch nicht mehr, nein, jetzt nicht mehr! Sieh mal, ich will ja wie ein Hund — — und wenn Du mir nur ein freundliches Wort giebst.“

Ich schwieg. Nicht, daß ich ihr vielleicht gram gewesen wäre, aber mir wirbelte Alles im Kopf.

Sie machte sich von mir los, trat einen Schritt zurück und sah mit ihren großen Augen voll in die meinen, wie sie es tausendmal gethan hatte, wenn sie wissen wollte, wie ich über irgend etwas dachte.

„Ja, es ist wahr, Georg, ich kann es nicht mehr! — — Ich hab ja kein Anrecht mehr auf Dich.“

„Aech“, seufzte sie plötzlich auf und presste die Hand gegen die Brust, als ob sie dort einen Schmerz empfände.

„Nein! Nein!! Ich muß ja noch leben!! — nur so lange. — Ich will ja noch Alles, Alles gutmachen! —“

(Fortsetzung folgt.)



Das tolle Jahr von Erfurt.

Historische Skizze von Friedrich Thieme.

(Schluß.)

Ganz gewaltig war die Aufregung, die sich aller Anwesenden bemächtigte. Die Deputirten beantragten Kellners sofortige Verhaftung. Schließlich begnügten sie sich mit dem Versprechen des Obervierherrn, er werde die Stadt ohne Erlaubniß des Raths und der Gemeinde nicht verlassen. Kellner hielt Wort und blieb, während die meisten seiner Kollegen die Stadt verließen. Er blieb trotz der Wuthausbrüche des Volkes, das Tag und Nacht drohend und schimpfend sein Haus umlagerte, seinen Unmuth nicht nur in Worten, sondern auch in Spottreimen und Liedern Luft machend:

„Kellners Tochter hat eine hohe Brust,
Daran hängt Kapellendorf, das Schloß;
Heinze Kellner alleine,
Der wäre gern daheim.“

Solche und andere Verse wurden gesungen, und der Haß erreichte einen so hohen Grad, daß der Verfolgte es für klüger erachtete, sich heimlich in die nahegelegene Biskirche zu flüchten, wo er sich zwei Monate lang in einem Raume über der Orgel versteckt hielt.

Die Versuche Sachsens, des Aufstandes Herr zu werden, gossen Oel ins Feuer. Die Bürgerschaft hielt mehr zu Mainz, und als gar die nach letzterer Stadt abgefertigte Gesandtschaft von sächsischen Bewaffneten überfallen und nach Weimar gefangen abgeführt wurde, erreichte die Entrüstung ihren Höhepunkt. Kellner, der inzwischen in sein Haus zurückgekehrt war, wurde gefangen genommen und peinlich verhört. Das Schicksal dieses Mannes bezeichnet eine der dunkelsten Epochen des tollen Jahres. Es hätte genügt, ihn vor Gericht zu stellen, und wenn der Nachweis seiner Schuld geführt war, streng zu bestrafen, statt dessen wurde der 70 jährige Greis, der allerdings durch seine anmaßenden Worte die Gemeinde zum höchsten Zorn gereizt hatte, in qualvoller Weise gefoltert, um schließlich, nachdem er unter den Händen der Folterknechte so ziemlich Alles gestanden hatte, was man von ihm verlangte, am 28. Juni 1510 zum Tode geführt zu werden. Es gilt hier dasselbe, was Wilhelm Blos in seinem Werke: „Die französische Revolution“ über die Schreckensperiode sagt: „Das lag im Geiste einer von so fürchtbaren Erregungen durchzitterten Zeit.“ In der Person Kellners verkörperte sich den Unzufriedenen der verhaßte Feind, man hielt ihn aller möglichen Verbrechen und sogar des Verraths der Stadt an Sachsen für fähig, während er in Grunde nur ein Mitschuldiger war. Denn nach den Feststellungen des Stadtraths Hermann in Erfurt waren außer dem Obervierherrn

auch dessen Amtskollege Thilo Ziegler und die Vicerherren an der Verpfändung Kapellendorfs beteiligt, wenn sich natürlich auch unumstößliche Klarheit über die Vorgänge jener Zeit kaum mehr erlangen läßt. Uebrigens darf man auch bei der Beurteilung des Vorgehens der Erfurter nicht übersehen, daß damals die Folter allgemein als Mittel zur Erpressung von Geständnissen diente, daß die damalige Gerichtsbarkeit diese Geständnisse als vollkommen rechts- und vollgültig ansah, daß sich Kellner nach dem Urtheil des Hochverraths schuldig gemacht haben sollte, worauf auch heute noch schwere Strafen stehen, und daß man in jener Zeit schon für geringe Eigenthumsvergehen die Todesstrafe verhängte. Außerdem befand sich Erfurt im Kriegszustande mit Sachsen, und wir wissen ja Alle, wie wenig Umstände man auch heutzutage in Kriegszeiten mit Personen macht, die des Verraths schuldig oder verdächtig sind.

Ueber die Hinrichtung des Unglücklichen wird berichtet, daß eine ungeheure Menge von Volk und Gewaffneten ihm das Geleit nach der Richtstätte vor dem Krämpfertore gab. Durch öffentlichen Ausruf hatte man einen Henker gesucht. Der Sage nach habe sich ein Pathe Kellners, den er einst selbst vor dem Galgen gerettet, zur Vollziehung des Urtheils bereit erklärt. 20 Gulden zahlte man ihm als Blutlohn. Siebzig Jahre war Kellner alt, als er sein stolzes Leben so traurig beschloß; 14 Wochen hing sein Leichnam nach der Sitte der Zeit am Galgen. Sachsens Versuche, ihn zu retten, waren fehlgeschlagen, ja, es ist anzunehmen, daß dessen Regierung durch ihre fortgesetzten Provokationen Erfurts nur den Zorn der Einwohner noch steigerte. Doch gab der Tod ihres Schüglings den sächsischen Regenten Anlaß, an den Erfurtern noch mehr als bisher ihr Mitleiden zu fühlen. Ihre Mannen streiften vor den Thoren und wehete dem Bürger, den sie aufgriffen. In der Stadt selbst herrschte das Chaos. Es mangelte an zielbewußten Männern, welche die Volksbewegung in ein geordnetes Fahrwasser hätten leiten können. So lösten Straßenaufzüge und Tumulte wild einander ab, eine sogenannte „schwarze Rote“ bildete den Schrecken der Bürger, Plünderungen und Gewaltthaten waren an der Tagesordnung. Zahlreiche vermögende Bürger, die Emigranten der Erfurter Revolution, verließen die Stadt. Ununterbrochen hielten Schüsse und Geschrei Alles in Aufregung. Alle Versuche, Frieden zu stiften (u. A. auf einem zu Mühlhausen abgehaltenen Beratungstage), scheiterten an dem Widerstande der rivalisirenden Mächte Mainz und Sachsen und der Selbstständigkeit der Erfurter Bürgerschaft. Kaiser Maximilian versuchte der bedrängten Stadt durch ein Moratorium zu helfen, indem er anordnete, daß deren Gläubiger ihre Rechte innerhalb der nächsten vier Jahre nicht sollten geltend machen dürfen. Aber ein deutscher Kaiser von damals — was besaß er für Rechte? Sie standen lediglich auf dem Papiere. Weder die Gläubiger nahmen von seiner Verfügung Notiz, noch hielt es Erfurt für nothwendig, sich seinem Befehle, dem Erzbischof von Mainz von ihren finanziellen Verhältnissen Rechenschaft zu geben, zu fügen. Auch alle weiteren Versuche Maximilians blieben erfolglos, ebenso seine Bemühungen, auf mehreren Reichstagen zwischen Mainz und Sachsen eine Einigung herbeizuführen. Am 12. Februar 1512 sprach der Kaiser endlich die Reichsacht über die Stadt aus — mit dem Erfolge, daß man den kaiserlichen Herold in den Straßen mit Spott und Hohn überschüttete, als er den Beschluß des ohnmächtigen Reichsoberhauptes nicht ohne heimliche Schen verkündete.

So mächtig fühlte sich die alte Stadt, daß sie ihrer vielfachen Feinde, ja selbst des Kaisers spottete; denn obgleich kaum ein paar hundert Mann wirkliche Soldner in ihrem Dienste standen, vertraute sie auf den starken Arm ihrer freien Bürger. Auf eigene Faust setzten letztere einen neuen Rath ein, doch vermochte derselbe keinerlei Autorität zu erlangen. Ja, als man erfuhr, der Kurfürst von Sachsen rüste sich zu einem energischen Angriff auf die Festung, antworteten die zuversichtlichen Bürger — ähnlich wie die französischen Volksvertreter auf das Manifest des Herzogs von Braunschweig —

mit einem Beschlusse, wonach die ausgewanderten Bürger dauernd verbannt bleiben sollten.

Noch weitere Opfer verschlang indessen der rasende See. In der letzten Zeit hatte ein gewisser Dr. Bobenzahn großen Einfluß erlangt, es gelang ihm jedoch nicht, das Vertrauen der Menge zu behaupten. Man verdächtigte ihn ebenfalls geheimer Beziehungen zu Sachsen, von dem er in der That ein geheimer Anhänger gewesen sein soll. Unter der Folter gestand er, er habe mit 14 Verschworenen die Stadt dem Herzog Georg anliefern wollen; ob das Bekenntniß auf Wahrheit beruht, muß dahingestellt bleiben. Die grausame Strafrechtspflege jener Zeit nahm fürchterliche Rache an ihm. Er wurde am 31. Mai 1514 bei lebendigem Leibe geviertheilt, ein Mitangeeschuldigter, Georg zum Nochns, mußte sein Haupt dem Schwert des Henkers opfern. Diese Hinrichtungen bildeten die letzten aufregenden Kapitel in der grauigen Lokaltragedie. Die Bürgerschaft begann, sich nach Ordnung und Ruhe zu sehnen. Dazu kam, daß die sächsischen Schaaren nach wie vor das Terrain vor Erfurts Thoren unsicher machten; ihre Rache an allen Bewohnern, deren sie sich bemächtigen, war entsetzlich. Endlich starb der Erzbischof Uriel von Mainz, und sein Nachfolger, ein Brandenburger, vermochte sich die Sympathie der Erfurter nicht zu gewinnen. So trat man in Unterhandlungen mit Sachsen ein, mit welchem am 15. Oktober 1516 zu Naumburg endlich eine dauernde Versöhnung zu Stande kam. Die Erfurter Vertreter sprachen feierlich die Anerkennung der Herzöge von Sachsen als ihrer Landes- und Schutzherrn aus und öffneten den entflohenen oder ausgewiesenen Bürgern verzeihend ihre Thore, Sachsen erließ Erfurt das rückständige Schutgeld und quittirte im Voraus über die in den nächsten 10 Jahren zu entrichtenden Summen. So rettete die alte Stadt wenigstens ihre Selbstständigkeit, wenn das „tolle Jahr“ auch sonst keine greifbaren Ergebnisse geliefert zu haben scheint.

Noch hundertfünfzig Jahre behaupteten die streitbaren Bürger darnach ihre Freiheit oder wenigstens die ihnen von derselben noch verbliebenen Reste. Eine zweite Stadtrevolution um die Mitte des 17. Jahrhunderts endete jedoch mit der völligen Unterwerfung der tapferen thüringischen Hauptstadt. Wiederum war es der Rath, gegen den die Wuth der Bürger sichehrte, wiederum bildeten die Straßen den Schauplatz von aufregenden Szenen, wieder floß Menschenblut und wieder verhängte der Kaiser die Reichsacht über die Stadt. Erzbischof Johann Philipp von Mainz sollte die Nacht vollstrecken, er getraute sich aber nicht, aus eigenen Kräften die Festung zu erobern und suchte französischen Beistand nach. Da sich Erfurt von Sachsen verlassen sah und sich dem Angriffe der Franzosen und Mainzer zugleich nicht gewachsen glaubte, übergab sie sich nach vierwöchentlichem tapferem Widerstand am 5. Oktober 1664, von nun an völlig dem Kurfürstenthum Mainz unterworfen, ohne Aussicht, jemals wieder die frühere Selbstständigkeit zurückzugewinnen. Die Mainzer Herrschaft währte etwa 140 Jahre, worauf der Kurfürst von einem König — demjenigen von Preußen — abgelöst wurde.

So fiel Erfurt, die stolze Stadt, nachdem es mehrere hundert Jahre seinen mächtigen Feinden Schach geboten hatte. Und selbst sein Fall zeigt es noch groß: ein deutscher Kurfürst wagte sich nicht an die feste und muthige Stadt, er bedurfte des Beistandes eines auswärtigen Monarchen, um zum Ziele zu gelangen. Wie man auch über die damalige Zeit und die Erfurter Stadtrevolution denken mag, das muß man den Bürgern von anno 1510 zugeben, daß sie Rückgrat besaßen! Mancher Zeitgenosse könnte von ihnen Bürgerstolz und Mannesmuth lernen!

— Gedankenplitter. —

Die öffentliche Meinung allein regiert in höherem Maße als alle Jaren und Herrscher die menschlichen Handlungen.

Ein Ehrgeiz, der nicht durch hohe Begabung getragen und unterstützt oder gerechtfertigt wird, kann leicht zum Verbrechen werden.

Gemeinnützige Wissenschaft.

Von Heinrich Vogel.

Für das Gemeinwohl thätig zu sein, ist in erster Linie Aufgabe der Wissenschaft. Meist kommt jedoch der Nutzen ihres Fortschritts nur den Wenigen zu Gute, welche die Arbeitsmittel im Besitz haben, und der diesen Wenigen daraus entspringende Vorteil wird unter den heutigen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen oft zum Unheil für die durch das neu entdeckte Verfahren oder die verbesserte Maschine auf das Pflaster geworfenen Arbeiter.

Indes ist es nicht zu leugnen, daß mancher Fortschritt der Wissenschaft und Technik auch schon heute mehr oder weniger der Arbeiterklasse zu Gute kommt. Die immer mehr angewandte elektrische Beleuchtung der Arbeitsstätte ist auch für die dort beschäftigten Arbeiter eine große Wohlthat, indem seitdem die Luft in diesen Räumen, die ja schon durch verschiedene andere Umstände, wie Staub und üble Gerüche, verschlechtert wird, nicht mehr durch Petroleum- oder Gasflammen des größten Theils ihres Sauerstoffs beraubt und ihre Temperatur nicht mehr zu einer unerträglichen Hitze gesteigert wird. — Die Entdeckung Isters, die antiseptische Wundbehandlung, hat auch heute schon vielen Tausenden Proletariern, Männern und Frauen, das Leben erhalten. Mittels der Röntgenstrahlen werden Fremdkörper oder Verletzungen in den Organen des Arbeiters ebenso wie in denen des Kapitalisten erkannt und ihre Entfernung erleichtert. — Das Auge eines Schlossers oder Schmiedes war noch vor fünf Jahren in den meisten Fällen verloren, wenn ein Eisensplitter in dasselbe tief eingedrungen war. Heut wird derselbe auf eine gefahrlose und sichere Weise wieder entfernt, ohne daß das Auge dadurch Schaden leidet. Man läßt einfach einen starken Magneten auf das Auge wirken, der sofort den stärksten in dasselbe eingedrungenen Eisen- oder Stahlsplitter wieder aus demselben herauszieht. Wie die „Centralzeitung für Optik und Mechanik“ berichtet, theilte der Geh. Rath Professor Dr. Hirschberg in einer Sitzung der Berliner medizinischen Gesellschaft mit, daß sich die Zahl der so ausgeführten Magnetoperationen an Augen auf mehr als tausend beläuft. In allen diesen Fällen sind die Augen gerettet, während sie früher verloren gingen. Hirschberg selbst hat gegen 113 Magnetoperationen ausgeführt. In den bei Weitem meisten Fällen folgte der Splitter ohne Weiters. Ein Patient kam vor fünf Wochen zum Arzt, sofort nachdem ein 16 mm langer Splitter ins Auge eingedrungen war. Man sah nur eine kleine lineare Narbe. Mit Hilfe des Augenspiegels bemerkte der Arzt einen silberglänzenden Fremdkörper im Auge. Die äußere Wunde wurde nun etwas gelüftet und der Magnet auf den Fremdkörper eingesetzt, der ihm sofort folgte. Die Heilung erfolgte prompt.

Bei einem anderen Patienten war schon Eiterung eingetreten, doch auch in diesem Falle konnte das Auge gerettet werden. Aber es kommt bei den gewerblichen Arbeiten vor, daß auch andere Splitter als Eisen in das ungeschützte Auge eindringen, so bei den Steinmetzen Steinsplitter, bei den Knochenschleifern Knochensplitter usw., und diese entfernt der Magnet nicht. Um nun das Auge vor Beschädigung durch solche Fremdkörper zu bewahren, konstruirte man verschiedene Schutzbrillen, doch konnten dieselben nicht den Beifall der Arbeiter finden, und sie setzen sich oft lieber der Gefahr einer Augenverletzung durch herumliegende Splitter aus, als daß sie mit den ihnen angebotenen Schutzbrillen arbeiten. Dabei ist das nicht Eigensinn der Arbeiter, wie manche Werkbesitzer diesen Widerstand gegen die bisher üblichen Schutzbrillen der Gewerbeaufsichtsbeamten nennen; wir werden vielmehr seinen wahren Grund gleich kennen lernen.

Die bisher gebräuchlichsten Schutzbrillen sind in den verschiedensten Variationen vorn mit Glas und zugleich einem Drahtgitter versehen. Alle Schutzbrillen mit Drahtgitter haben aber den Nachtheil, daß sie das Gesichtsfeld unendlich machen. Dann schlägt das Glas nicht vor Verletzungen. Wenn ein größerer Metallsplitter oder Steinsplitter mit Wucht

gegen das Glas fliegt, so wird wohl die Wucht des Fremdkörpers in den meisten Fällen durch das Glas abgeschwächt und der Fremdkörper kann keinen Schaden mehr verursachen; aber es zerspringt dabei das Glas, und die Glasplitter des zerschmetterten Brillenglases bringen in das Auge ein und verletzen es. Außerdem haben die Glasbrillen noch den Nachtheil, daß durch die vordere Fläche keine Luft zu den Augen treten kann, somit, da die seitlich am Brillengefiel angebrachten Oeffnungen nicht genügen, bald ein starres, dem Arbeiter lästiges Dizegefühl in den Augen entsteht, wodurch sich häufig eine chronische Lidhautentzündung mit ihren üblen Folgen ausbildet. Dazu kommt noch, daß die Gläser, sobald der Arbeiter aus einem kalten in einen warmen Raum tritt, sofort anlaufen, somit das Sehen erschweren und deshalb gereinigt werden müssen, was bei der Arbeit mit schmutzigen Händen oft nicht ordentlich geschehen kann.

Dr. Thomalla, dirigirender Arzt der sechsten

Berliner Unfallstation, hat daher eine neue Schutzbrille nach folgenden Grundsätzen konstruirt. Statt Glas verwendet er das Scheringsche Gelatoid, eine elastische, feste, vollkommen durchsichtige Masse. Diese Brillengläser werden, wenn nöthig, vorne durchlöchert und außerdem sind an den Seiten des Brillengefiels Oeffnungen angebracht. Durch diese Schutzbrillen werden die Augen der Arbeiter vor jeder Verletzung und vor vielen Erkrankungen bewahrt. Auch mit großer Gewalt gegen diese Gelatoidgläser geschleuderte Steinchen oder Eisentheilchen können das Gelatoid wegen seiner Elastizität nicht durchschlagen. Ist dies aber doch bei abnormer Gewalt geschehen, so fällt der Fremdkörper kraftlos herunter, da das Gelatoid nicht splittet, wenn es auch zer schlagen werden kann. Da ferner die vordern Gelatoidflächen durchlöchert sind, so tritt vorn und seitlich Luft zu den Augen, es entsteht ein die Ueberhitzung des Auges verhindernder Luftstrom. Auch am Feuer Arbeitende haben durch diese Schutzbrille eine Erleichterung, da die glühende

Hitze durch das Gelatoid abgehalten wird, somit das Auge kühler bleiben kann. Auch läuft Gelatoid, wenn es aus einem kalten Raum in einen warmen kommt, nicht an, weil es ein schlechter Wärmeleiter ist. Die Brillen sind nicht feuergefährlich, sondern fohlen nur an; sie werden in allen Farben von der Firma Ritsche & Günther in Rathenow geliefert.

Während ein ähnlicher Stoff wie das zu diesen neuen Schutzbrillen verwandte Gelatoid von einer gemeingefährlichen Anwendung der Wissenschaft zur Anfertigung des rauchlosen Pulvers benutzt wird, welches die Bethätigung der rohesten Triebe im Menschen fördert, folgen die Anwendungen der Wissenschaft, von denen wir oben einige beschrieben haben, der Mahnung Goethes:

Edel sei der Mensch,
Hülfsreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen
Die wir kennen.

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Gute Freundschaft. (Zu unserem Bilde.) Auch die Hundehütte im Hof unten ist eine kleine Welt, in der sich manch Seltsames ereignen kann; ein wunderliches Paar hat sich dort zusammen gefunden, das innige Freundschaft hält. Mit etwas mißtrauischen Augen schaut der kleine, verwohnte Spitz zu seinem großen Freunde empor, zum braunen Waldmann. Ob er es auch ehrlich meint, der Starke? Aber ihm merkt man die Ehrlichkeit an, in seinem treuen, ernsten Blick liegt nichts von Lüge. Und gerade darum sind sie so gute Freunde geworden — Freunde, wie sie das Leben der Menschen mit seinem Kampf und seiner Noth selten kennt.

Der Kampf gegen das Duell. Da im deutschen Reiche unserer Tage nichts oder doch nichts Wirkliches gegen das gegenseitige Morden nach gewissen Regeln geschieht, welches besagte Morden auch noch als Privileg von einer der kleinen Minderheit der sogenannten Satisfaktionsfähigen beansprucht wird, erscheint es vielleicht nicht uninteressant, etwas darüber zu lesen, wie man ehemals in Deutschland dieser eingeschleppten moralischen Seuche beigekommen wußte.

Der erste Duellfall in Kurbrandenburg datirt vom Jahre 1646, wobei ein böhmischer Rittmeister Caplier von einem von Bredow erstochen wurde und dieser Letztere eine Wunde am Schenkel erhielt. Ursache? v. Bredow hatte den Kettenhund seines Gegners geschlagen. v. Bredow floh, ließ aber verbreiten, daß er „weg sei“; — nichtsdestoweniger wurde er aufgegriffen und nach Spandau eingeliefert.

Mit berechtigtem Sarkasmus sagt v. Below in seinem Buche „Das Duell in Deutschland“: „Dieser Kettenhund steht an der Spitze der ritterlichen Duellgeschichte in der Kurmark Brandenburg.“

Die zahlreichen Duellverbote in Deutschland sind, beiläufig bemerkt, den französischen Mandaten gegen die Folie (d. h. Narrheit) des Duells nachgebildet: das Land, welches besonders viel Seuchestoff geliefert hatte, bot nun auch die Medizin dagegen.

Die sämmtlichen deutschen Duellverbote nennen übrigens in lobenswerther Weise das Kind bei dem rechten Namen; so Kaiser Matthias in einem Edikt von 1617: „ein ganz unzeitiges, unrechtmäßiges, vermessen, blutiges Selbstgericht und eigenwilligen Ausrag.“ Sehr oft wird von „Duelliren und Balgen“ als von gleichbedeutenden Dingen gesprochen, wie ein Edikt für das Herzogthum Jülich-Berg von 1692 von „eigenthätigen Ein- und Ueberfällen, Rumor und Raufhändeln, Balgereien, Schlägereien und Duellen“ redet.

Vielsach wird die einfache Herausforderung mit der Todesstrafe bedroht, daneben wenigstens Gefängnißstrafe, Geldbuße und Aemterverlust. Heutzutage erhält der duellverweigernde Linien- oder Reserveoffizier den Abschied und soziale und wirtschaftliche Bußen werden ihm auferlegt! Selbst für die Zukunft werden in alten Duellgesetzen die Duellanten für unfähig erklärt, Aemter zu bekleiden.

Das genannte Edikt von Jülich-Berg droht dem nicht beamteten Herausforderer, selbst wenn kein Duell stattfand, mit dreijährigem Gefängniß und entzieht ihm den Genuß seines Besizes, aber den der Landesherr dann zu verfügen hat; der Mittellose soll sechs Jahre auf einer Festung büßen. Nehulich lauten die brandenburgischen Duellgesetze. Das von 1688 bestraft ein perfect gewordenes Duell mit Hinrichtung, auch wenn es nicht tödtlich ausgeht. Friedrich Wilhelm I. beschränkte später die Todesstrafe auf Duelle mit tödtlichem Ausgang; sonst werden „Honoratioren“ zu zehn Jahren Gefängniß, deren zwei bei Wasser und Brot, die „Geringeren“ zu achtjährigem Festungsbau verurtheilt. Beide Duellanten werden ihrer Aemter und Chargen entleudet, auch für die Dauer der Strafe ihrer Nebenmen verlustig gesprochen. Er bestrafte

nur preussische Offiziere, die im Ausland Duelle ansuchten, nicht als Duellanten, „Indessen, wenn dabei eine Entleibung geschieht,“ so soll auch der nach gemeinem Recht gestraft werden, denn „über vergossenes Menschenblut werden wir niemals dispensiren, sondern es allein dem rechtlichen Ausspruch überlassen.“

Den Abschluß der älteren Zeit bildet das allgemeine preussische Landrecht. Es schreibt für untödtlichen Ausgang Verlust des Adels und der Aemter und zehnjährige bis lebenslängliche Festungshaft vor; bei tödtlichem Ausgang Hinrichtung des Ueberlebenden als eines Mörders, d. i. mit dem Rad, oder als eines Todtschlägers mit dem Schwert.

Der naturwissenschaftliche Beobachter.

In einem amerikanischen Hafen (von Coney Island) ist probeweise eine Einrichtung im Gebrauch, die in ihrer Anlage an die Stufenbahn erinnert, welche man auf der Berliner Gewerbeausstellung 1896 im Betrieb sah. Es ist eine stets ununterbrochene mit ihrem Gelande bewegliche Treppe, die dazu dient, größere Menschenmengen von einer Fläche auf eine höher liegende zu befördern. Jede Gefahr ist für die Benutzer ausgeschlossen, die, ähnlich wie im Aufzuge, auf der schiefen Ebene sicher emporgehoben werden. Auf der erwähnten Treppe, die noch nicht einmal besonders breit sein soll, werden 3000 Menschen in einer Stunde befördert.

Stypocrates.

Schnitzel.

Nach kaiserlichem Besuch.

Gesamnte Dienerschaft ist reich gelohnt worden, Mit Trinkgeld die Lakaien, die Kammerherren mit Orden.

Staatspolitik.

Der Minister des Aeußern kann sich nicht äußern,
Der Minister des Innern kann sich nicht erinnern,
Der Minister des Krieges ist nicht der des Sieges;
Nach dem Minister der Finanzen muß Alles tanzen. Grillparzer.

Einem Bureaukraten

(Der mit seinem Beispiet zur Geduld ermahnte).
Geduldig waren Sie in Aussicht künftiger Ehren,
Dagegen fällt mir gar kein Zweifel ein,
Wenn Sie nicht jung ein Damm gewesen wären,
Wie könnten Sie ein Schöps im Alter sein?

Wahlspruch.

Lieber im Sturme stehen,
Als Erd' und Urath küssen,
Lieber in Leid vergehen,
Als betteln und schmeicheln müssen.

In einer Wallfahrtskirche.

Wächserne Hände und Füße seh ich stehen für die Kranken,
Herzen auch giebt es genug, ein's nur vermiß' ich — ein Hirn. G. Pechlau.

Federvieh.

Gänse, Hühner, Enten;
Beamte und Scribenten
Gackern friedlich hinterm Zaun,
Aber willst Du weiter schau'n,
Balgen sehn das Federvieh —
Wirf einen Brocken unter sie. Th. Wulpmus.

Nächstenliebe.

„Liebe den Nächsten!“ Es ward kein größeres Wort je gesprochen,
„Liebe den Nächsten!“ Das Wort, das der Erlöser gelehrt.
Aber der Liebe Gebot unläugend verkündet der Pfaffe:
„Hasse den Nächsten, der nicht betet zu Gott so wie Du!“ G. Wulpmus.

Habsucht.

Wie doch die Habsucht sich beträgt,
So Mancher ist unreife Beeren
Aus Furcht, wenn sie erst schmackhaft werden,
Daß sie alsdann ein Anderer kriegt.

Ein kleiner Fehler.

Er ist ein achtenswerther Mann,
Nichts Böses ist ihm nachzusagen;
Nur Widerspruch, den kann er nicht ertragen;
Weil er ihn nicht ertragen kann,
Nimmt er sofort des Segners Meinung an. J. Trojan.

Einem Pessimisten.

Wenn das Leben gar zu sauer,
Nur der Tod das Glück allein —
Ei, du Mann der ewigen Trauer,
Stirb und laß' das Fleunen sein. G. Pechlau.

Halb und Halb.

Halb ein Freier, halb ein Sklave,
Halb ein Heide, halb ein Christ,
Reig nun einmal offen, ob Du
Brutus* oder — Brutum** bist. L. Seeger.

* Name des Vertreibers des letzten römischen Königs.
** Ein Thier, ein vernunftloses Wesen.



Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Döb. 14, richten.